

Wo stehen die  
deutschen Universitäten?

## Bologna – Harvard – Shanghai

Klaus Dicke

Dass es sich bei den drei Reizworten Bologna, Harvard und Shanghai um durchaus ehrwürdige Begrifflichkeiten handelt, ist in wenigen Worten begründet: Bologna ist die älteste, Harvard die international wohl führende Universität, und Shanghai steht primär für ein die Weltspitze registrierendes Ranking. Bologna ist eine der größten Universitäten in Europa, Harvard der Inbegriff eines wirtschaftlich geführten Forschungsimperiums, und die aus der Gründung eines deutschen Mediziners vor 101 Jahren hervorgegangene Tongji-Universität in Shanghai ist der Inbegriff dynamischen Wachstums einer auf moderne Forschungsgebiete konzentrierten synergetischen Forschungslandschaft. Alle drei haben Modell- und Orientierungsfunktion: Bologna für Historiker und für Experten eines dezentralisierten Universitätswachstums, Harvard für Manager von Hochleistung und für all jene, die besser wissen, warum besondere Leistungsfähigkeit schon immer etwas anstrengender war, und Shanghai für all diejenigen, die zum Beispiel Finanz- und Bauministern klarmachen wollen, was ein entschlossener Aufstiegswille im Universitätsbau erreichen kann. All dies ist im Folgenden nur mitgemeint, wenn von den Reizeffekten dieser Trias die Rede ist. Worin liegen diese?

### Europaweite Bologna-Reform

Bologna ist heute eine Chiffre für die wohl tief greifendste Reform der letzten Jahrzehnte, der Hochschulen in Europa unterworfen sind. Bis 2010 sollen mit wenigen

Ausnahmen alle Studienfächer auf modularisierte BA- und MA-Studiengänge umgestellt werden, wobei der in der Regel sechs Semester umfassende BA-Abschluss bereits berufsqualifizierend sein soll und durch konsekutive und nicht konsekutive, forschungs- oder weiterbildungsorientierte Master-Abschlüsse zum ehemaligen Magister- oder Diplom-Niveau weitergeführt werden soll. Neben der Straffung des Studiums hat man sich von dieser Reform seine stärkere internationale Öffnung, einen Abbau der recht hohen Abbrecherquoten, vor allem aber eine lernerorientierte und der Praxisnähe mehr Raum gebende Qualitätssteigerung des Studiums selbst versprochen. Parallel zur Bologna-Reform wurde in Deutschland die Akkreditierung von Studiengängen durch Akkreditierungsagenturen eingeführt, die als freilich kommerzielle Einrichtung der akademischen Selbstverwaltung mit den Mitteln von Peer-Review-Verfahren die Zulassung von Studiengängen mit einem Element der Qualitätskontrolle verbindet.

Die Umsetzung der Bologna-Beschlüsse der europäischen Bildungsminister in Deutschland wäre eine politikwissenschaftliche Habilitationsschrift wert. Mit hoher Energie haben sich namentlich die Hochschulrektorenkonferenz und einige andere Wissenschaftsorganisationen an die Spitze der Reformbewegung gesetzt. Sie fungierten als Promotor eines mit dem Segen eines europäischen Ministerbeschlusses über uns gekommenen Programms. Die Politik gab den zeitlichen

Rahmen bis 2010 vor und hat inzwischen die Bologna-Formate in den Hochschulgesetzen verankert. Bis 2005 entstand eine nahezu walzenartige Bologna-Bewegung, der sich keine Universität mehr entziehen konnte. Und die Hochschulen selbst? Die Fachhochschulen erkannten in der vorgesehenen Gleichwertigkeit der Bologna-Abschlüsse eine Aufwertungschance und setzten die Reform rasch um, und dies mancherorts in beachtlicher Qualität. Die Haltung der Universitäten jedoch war alles andere als einheitlich: Einige von ihnen setzten sich mit an die Spitze der Bewegung, ja nutzten Bologna als identitätsprägende Profilierungsstrategie. Andere waren zurückhaltend und in einer Vielzahl von Fächern außerordentlich kritisch, ohne freilich wirksame Barrieren gegen die Reform-Walze aufbauen zu können. Auch Jena gehörte zu den zunächst kritischen Universitäten und begann erst 2006 mit der Umsetzung. Gleichzeitig mit der Entscheidung zur Umsetzung wurde eine kleine Kommission mit der Erstellung einer Denkschrift zum Spezifikum universitärer Bildung beauftragt, die 2007 publiziert wurde. Mit einem die Belastungsgrenze wenigstens zeitweise überschreitenden Personaleinsatz und erheblichen Kosten – für Jena haben wir insgesamt fast 2,4 Millionen Euro allein für drei Fakultäten berechnet – wurde die Umsetzung vorgenommen; sie wird bis 2010 abgeschlossen sein und voraussichtlich mehr als 3,4 Millionen Euro gekostet haben.

### Duldung eines „Boulemie-Studiums“

Im Ergebnis wird man aus heutiger Sicht festhalten müssen, dass die Einrichtung der strukturellen und formalen Voraussetzungen für die neuen Studiengänge für den kurzen Zeitraum erstaunlich gut gelungen ist. Die Studienwirklichkeit hat jedoch unter dem ganzen Vorgang erheblich gelitten, wie man nicht zuletzt an den kritischen Stimmen aus den Reihen der

Studierenden, die nicht ernst genug genommen werden können, ablesen kann. Ja mehr noch: Die gewollten positiven Effekte der Reform – lernerorientiertes Studium, internationale Öffnung, praxisorientierte Bildung, höhere Mobilität einschließlich der Weiterbildung – drohen angesichts der nunmehr spürbar gewordenen Veränderungen, Belastungen und Nachteile aus dem Blick zu geraten. Wir erleben heute ein Bologna-Bashing, von „Boulemie-Studium“ ist die Rede, die Wirtschaft meldet ihre Bedenken an, drängt aber zugleich mit Macht in die Akkreditierungs-Prozesse, und in der Presse scheinen die den ganzen Bologna-Prozess von vornherein als Teufelszeug verdammenden Stimmen Oberhand zu gewinnen.

Die Haltung der Universitäten insgesamt mag manchen an die Legende der heiligen Appolonia erinnern. Bei der Folter wurden ihr die Zähne ausgeschlagen, sodass sie als Schutzheilige der Zahnärzte verehrt wird. Im Folterbericht der Legende heißt es: „Groß war der Schmerz der frommen Jungfrau, aber voll Ergebung blickte sie zum Himmel und duldete.“ Nun dulden die Universitäten wirklich, und zwar vorwiegend die zusätzliche Arbeitsbelastung, und mancher Hochschullehrer und Studierende mag, auf Linderung hoffend, zum Himmel der Finanz- und Wissenschaftsminister blicken. Dies dürfte freilich kaum etwas daran ändern, dass die Universitäten finanziell bei und mit der Bologna-Reform im Stich gelassen wurden.

### Autonomer Systemwechsel

Aber drei Dinge sind doch festzuhalten: *Erstens* war beziehungsweise ist in Deutschland eine Studienreform fällig, die fundamental veränderten Rahmenbedingungen des Studiums und der Berufswirklichkeiten Rechnung trägt. Dazu nur in Stichworten: die Entwicklung hin zu Massenuniversitäten bei einem politisch

gewollten Anteil von circa vierzig Prozent Studierenden; der erheblich gestiegene und weiter steigende Bedarf an akademisch geschultem Personal in einer sich rapide ausweitenden Wissensgesellschaft, in der von der Kinderbetreuung über die Ernährung und das Umweltverhalten, die sachgerechte Berufsausübung, das Gesundheit erhaltende Altern bis hin zu den Hobbys, von der innovationsbedingten Wertschöpfung ganz zu schweigen, alles von der sachgerechten Anwendung hochkomplexer Spartenwissens abhängt. Gleichzeitig haben wir es mit einer erheblichen Individualisierung der Studienwahl, des Studienverhaltens und der Berufsvorbereitung zu tun: Nicht Arzt, sondern Onkologe, nicht Journalist, sondern Wissenschaftsjournalist mit dem Schwerpunkt Klimaveränderung, nicht Jurist, sondern Fachanwalt für Medienrecht lauten heutige Berufswünsche. Auf all dies haben sich Universitäten einzustellen, wengleich man zu Recht fragen muss, ob angesichts des enormen ständigen Wissenszuwachses eine solche Spezialisierung schon in der universitären Erstausbildung sinnvoll ist.

Betrachtet man *zweitens* die Geschichte der Bildungs- und Universitätsreformen in Deutschland historisch, dann gingen sie in aller Regel mindestens vom Zusammenspiel äußerst sachkundiger staatlicher Verwaltung mit einigen wenigen universitären Protagonisten aus. Heute ändern sich die Dinge auch hier. Die staatliche Botschaft lautet: Autonomie der Hochschulen, und dies ist vorbehaltlos zu begrüßen. Qualitätssicherung durch Akkreditierungen, Evaluierungen und interne Mechanismen der Qualitätssicherung ist Sache der Hochschulen selbst. Es geht also nicht nur um eine Studienreform, sondern um einen vollständigen Systemwechsel, bei dem sich nicht zuletzt auch die Aufgaben der Universitätsleitungen erheblich ändern. Die Politik jedenfalls hat für die Bologna-Reform we-

der eine konsistente Implementationsstrategie noch auch nur den Ansatz einer Kommunikationsstrategie bereitgestellt. Die einzig wirklich belastbare Aussage war neben der Terminvorgabe das Joch der Kostenneutralität. Deshalb dürfte *drittens* folgende Sachstandsschilderung nicht ganz abwegig sein: Die Universitäten haben in den wenigen Jahren seit dem Bologna-Beschluss die gigantische Aufgabe eines Systemwechsels angenommen und bislang in beachtlicher Qualität umgesetzt. Sie haben die Voraussetzung dafür geschaffen, dass die sicher erforderlichen Nachjustierungen im Bologna-Prozess in Eigenverantwortung angegangen und umgesetzt werden können. Dass heute vor allem die Probleme spürbar und deshalb vorrangig artikuliert werden, liegt in der Natur der Sache, aber sie zu beheben ist niemand besser vorbereitet als die Universitäten selbst. Dass sie dabei finanzielle und personelle Unterstützung von der Politik einfordern, ist durch nichts mehr gerechtfertigt als durch die Angewiesenheit der Gesellschaft auf sehr gut ausgebildete und in ihrer Eigenverantwortung gebildete Akademiker – was übrigens einst der Grund für die Errichtung der Universität Bologna war.

### Exzellenz nach Harvard-Vorbild

Die zweite Herausforderung an die Universitäten heutzutage stellt sich mit der Exzellenzinitiative. Harvard war für die Europäer immer ein Stachel: Abgesehen von der platten Attitüde, dass jenseits des Atlantiks alles besser sei, waren es die beeindruckende Zahl an Nobelpreisträgern, das auch noch nach der Finanzkrise beachtliche Kapital der Stiftungsuniversität Harvard, vor allem aber die vielfältigen Erfahrungen deutscher Wissenschaftler anlässlich von Studienaufenthalten an Universitäten der USA, die Reformvorstellungen für die Forschung nach Deutschland brachten. Aus interna-

tionalen Vergleichen wurde der Maßstab der Exzellenz geboren. Er stand Pate für eine energische Anstrengung der Politik, die Spitzenforschung in Deutschland international wettbewerbsfähig zu machen, die schließlich in der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder einen vorläufigen Höhepunkt fand. Auch hier wäre einiges zur historischen Einordnung zu sagen, beginnend mit der Einrichtung von Sonderforschungsbereichen 1968/69 oder von Graduiertenkollegs oder von Exzellenzzentren der DFG, auch wäre auf die atypische deutsche Situation der „Versäulung“ der Forschung mit ihren Stärken und Schwächen einzugehen. Dies wird hier als bekannt vorausgesetzt.

Die von der DFG und vom Wissenschaftsrat organisatorisch getragene Exzellenzinitiative hat vorgesehen, in drei Förderlinien in einem Wettbewerbsverfahren Graduiertenschulen, Cluster und Zukunftskonzepte mit insgesamt 1,9 Milliarden Euro so auszustatten, dass die internationale Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Spitzenforschung signifikant vorangebracht würde. Wie die erstaunlich hohe Beteiligung am Wettbewerb insgesamt zeigt, wurde die Initiative von den Universitäten angenommen, was ja doch darauf hindeutet, dass sie auf die Wahrnehmung eines Veränderungsbedarfs auch in den Universitäten traf. Doch schon in der ersten Runde zeigten sich drei interessante Nebenwirkungen: *Erstens* wurde die Exzellenzinitiative zum Medienereignis, wobei sich die Hauptaufmerksamkeit auf das medial kreierte Prädikat „Eliteuniversität“ stürzte. Aber: Soviel mediale Aufmerksamkeit hatte Forschung in Deutschland lange nicht. *Zweitens* hat die Initiative in den Universitäten einiges in Bewegung gebracht: Schwerpunktbildung, die Herstellung sogenannter „kritischer Masse“ in Forschungsverbänden, Gleichstellungskonzepte, strategische Berufungen, die Einführung von Doktorandenakademien, Konzepte der

Nachwuchsförderung, Transferkonzepte – das sind nur einige Stichworte für Veränderungen in den Forschungsstrategien der Universitäten. Und *drittens* kamen nicht nur 1,9 Milliarden Euro frisches Geld ins System, sondern wurden von den Ländern eigene Exzellenzprogramme aufgelegt und hat das BMBF in nicht geringem Umfang Förderprogramme eingerichtet, um namentlich den Hochschulen in den neuen Ländern ein *capacity building* für die erfolgreiche Teilnahme an künftigen Runden der Exzellenzinitiative zu ermöglichen. Damit wird deutlich: Die Exzellenzinitiative wird ihrem Namen gerecht: Sie leitete einen Prozess erheblicher Umgestaltung der deutschen Forschungslandschaft ein, dessen Konsequenzen immer deutlicher sichtbar werden.

## Folgen der Umgestaltung

Nur auf drei Konsequenzen sei hingewiesen: *Erstens* hat sich die Wissenschaftskultur insgesamt erheblich verändert, wobei zwei Aspekte hervorzuheben sind: Exzellenz und Größe. Exzellenz bedeutet, dass die Erfolgsmöglichkeit in der Exzellenzinitiative zu einem weit verbreiteten Qualitätsmaßstab sowohl bei Berufungen als auch in der Forschungsförderung geworden ist. Drittmittelfähigkeit beziehungsweise -erfahrung, internationale Publikationen und zum Beispiel an Preisen messbares fachliches Renommee sind zu leitenden strategischen Kriterien inneruniversitärer Entscheidungen geworden. Größe oder auch das mit der Exzellenzinitiative verbundene neue Stichwort der „kritischen Masse“ bedeutet, dass weniger die Individualleistung des Einzelforschers, sondern eher die synergetische Leistung von Forscherverbänden zur Orientierungsgröße von Forschungserfolgen wird – ein Muster übrigens, das keineswegs nur in der Wissenschaft zu beobachten ist.

Damit ist eine *zweite* Konsequenz unmittelbar verbunden, die heute unter

der Überschrift der Differenzierung des Hochschulsystems diskutiert wird. Zu diesem ebenso wichtigen wie auch komplexen Thema nur wenige Bemerkungen: Es ist offensichtlich, dass eine Exzellenzuniversität wie Aachen oder Karlsruhe anders situiert ist als Ilmenau, Chemnitz oder Cottbus. Es ist ebenso offensichtlich, dass Universitäten in Bayern und Baden-Württemberg derzeit andere Anziehungskraft für exzellente Köpfe entfalten können als solche in Brandenburg oder Sachsen-Anhalt. Die sächsische Staatsministerin Frau Stange hat am Beispiel des Ausblutens der Mathematik in Leipzig sehr zu Recht auf dieses Gefälle hingewiesen. Das Gefälle wird also groß, und es wird durch einen weiteren Faktor verstärkt: Es ist wohl einsichtig, dass es unter den oben geschilderten Bedingungen keine Alternative zu einer profilbildenden Schwerpunktsetzung jeder Universität gibt. Für kleinere Universitäten ergibt sich daraus unter anderem die Notwendigkeit standortübergreifender Kooperation. Welche Folgen das strukturelle Gefälle zwischen Groß und Klein, zwischen Ost und West und Nord und Süd haben kann, zeigt sich daran, dass der aus der universitären Sicht der Einheit von Forschung und Lehre verrückte Vorschlag, im Süden und Südwesten zu forschen und den Osten zum Lehrgebiet zu machen, immer einmal wieder aufflackert.

Die *dritte* Konsequenz betrifft das Verhältnis von Universitäten zu außeruniversitären Forschungsinstitutionen, das anlässlich der Gründung eines *joint venture* zwischen der Universität Mainz und einem dort ansässigen Max-Planck-Institut ins Gerede gekommen ist. Die Exzellenzinitiative hat die Notwendigkeit engster Kooperation zwischen Universitäten und außeruniversitärer Forschung deutlich gezeigt. Anders ist die erforderliche „kritische Masse“ kaum irgendwo herstellbar. Und wo diese Kooperation

funktioniert, war sie erfolgreich. Doktorandenschulen von außeruniversitären Einrichtungen sind eine unverzichtbare Bereicherung für die Universität. Dass aber das Promotionsrecht ohne Wenn und Aber bei den Universitäten verbleiben muss, ist eine Position, welche die Universitäten nur um den Preis ihrer Selbstauflösung und erheblichen Schadens für die Forschung insgesamt aufgeben können. Aber auch hier gilt: Öffnung für Kooperation ist ein Gebot der Stunde, übrigens auch zwischen Universität und Fachhochschule. Aus dieser Kooperation werden nicht zuletzt auch neue Berufsbilder und damit neue Beschäftigungsmöglichkeiten hervorgehen.

### Internationale Spitzenuniversitäten

Shanghai steht für dynamisches Wachstum und für eine synergetische Forschungslandschaft. Spitzenforschung von weltweitem Rang wird betrieben in Harvard, Princeton, Yale, Cambridge und Oxford, auch die beiden Züricher Universitäten sind vorn. Doch für Deutschland fängt es meist mit München nach Platz fünfzig irgendwo an. Jena liegt immerhin oberhalb der Zahl der Jahre seiner Geschichte, aber insgesamt signalisiert das Ergebnis Depression. Signalisiert es dies wirklich? Zieht man einmal die deutsche Eigenart, sich lieber aus der Champions-League-Logik als aus eigenem Selbstverständnis heraus zu definieren, ab, und vergewärtigt man sich, dass selbst die reichste deutsche Spitzenuniversität etwa hundert Jahre Erfolgsentwicklung und erhebliche private Finanzspritzen brauchte, um an Harvard herankommen zu können, kann man vielleicht die nötige Nüchternheit gewinnen, um drei Dinge festzuhalten: *Erstens* stellen die circa fünfundneunzig deutschen Universitäten mit ihrer im Wesentlichen fächerdominierten Wissenschaftskultur ein in der Flächenverteilung über die Bundesrepublik hinsichtlich ihrer Leistung erstaunlich homogenes Ge-

samtsystem dar. *Zweitens* verzerrt die Etablierung außeruniversitärer Spitzenforschung in Deutschland das Leistungsprofil nicht unerheblich. Und *drittens* hat ein Wissenschaftssystem, dessen promovierter Nachwuchs im Ausland so nachgefragt ist wie der des deutschen, jedenfalls keinen Grund zu Minderwertigkeitskomplexen.

Nun sind allerdings zwei Fakten unabweisbar. *Erstens* sind deutsche Universitäten in der Spitzengruppe der Weltliga wirklich nicht zu finden, und *zweitens* wurde eben festgestellt, dass der Wettbewerb unter den Universitäten im Gefolge der Exzellenzinitiative enorm angestachelt wird mit der Folge stärkerer Differenzierung. Muss es da nicht unser Ziel sein, zwei oder drei Universitäten so aufzurüsten, dass sie in der Weltspitze mithalten können? Statt übertriebener Erwartungen ist Vorsicht angeraten. Denn abgesehen von der Frage, ob dies wirklich gelingt, sollten wir uns nicht vorschnell in ein Wettbewerbsgeschehen hineinziehen lassen, in dem wichtige Systemleistungen der deutschen Universitäten zerrieben zu werden drohen. Auf die Frage, was genau Wettbewerb zwischen Universitäten denn bedeuten kann, soll hier nicht näher eingegangen werden, obgleich dies eine zentrale universitätspolitische Frage der Gegenwart darstellt. Zwei Aspekte solcher Systemleistungen, die Vorsicht gebieten und in gewisser Weise nach einer Systemsteuerung gerade im föderalen System Deutschlands rufen, gilt es allerdings zu beachten.

### Balance als Herausforderung

Die Universitäten in Deutschland sind Einrichtungen, die in vielfacher Weise Balancen halten. Da ist die Balance der Fächer untereinander, von der Theologie bis zur Zahnmedizin, die heilige Appolonia wird dieser Spannungsbogen freuen. Da ist das Miteinander und das sich gegenseitige Befruchten sehr unterschiedlicher

Fächerkulturen, die zwar das Erstellen einer Rahmenpromotionsordnung enorm erschweren mögen, wissenschaftlich aber außerordentlich fruchtbar sind. Es ist übrigens eine der großen Schwächen der Bologna-Umsetzung, dass weder die Juristen noch die Mediziner ihre für lange Zeit die Universitäten prägenden akademischen Fachkulturen in die Umsetzungsarbeiten eingebracht haben. Da sind weiter Profilentcheidungen der Universitäten, die ja doch erst im Gesamtbild der deutschen Forschungslandschaft ein Leistungsgefüge ergeben. Wäre es vorstellbar, dass alle deutschen Universitäten in gleicher Intensität foto-, nano- oder bio-, euro- oder demoorientiert sind? Da sind sehr unterschiedliche Promotionswege, die sich heute gegenseitig hinsichtlich der Qualität der Ergebnisse herausfordern. Wollen wir jenen Einheitsdoktoranden, den sich manche in der dritten Bologna-Phase ausmalen? Und da ist schließlich das so brennende Thema der sogenannten kleinen Fächer, die so sehr zur Internationalisierung der Universitäten beitragen, deren von der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) mit ihrer Kartierung immerhin angegangener Artenschutz eine in universitärer Selbstverwaltung wahrzunehmende, aber gleichwohl nationale Aufgabe darstellt.

### Motoren der Entwicklung

Ein weiterer Aspekt ist die Tatsache, dass die Universitäten in Deutschland zwar gestuft, aber insgesamt in erheblichem Umfang Faktor, ja sogar Motor regionaler Entwicklung sind. In dieser Funktion haben die Universitäten zwar höchst unterschiedliche Profile, aber doch auch gemeinsam, dass sie sich innovations- und dienstleistungsnah ausrichten, gerade auch in den Geistes- und Kulturwissenschaften. Vielleicht nicht deutsche Universitäten, aber sehr wohl deutsche Produkte, Dienst- und Kulturleistungen halten mit in der Weltspitze, und ohne Uni-

versitäten wären sie in den allermeisten Fällen undenkbar. Im Lichte dieser Entwicklung ist es eine große Leistung der deutschen Universitäten, dass sie die Gleichwertigkeit und Durchlässigkeit der Universitätsabschlüsse aufrechterhalten konnten. Ein Brandenburger Physiker kann in München ebenso promovieren wie ein Freiburger Doktor der Philosophie in Greifswald Assistent werden kann, vorausgesetzt er spricht Hochdeutsch. Diese Gleichwertigkeit und Durchlässigkeit der Abschlüsse ist ein hohes Gut und ein Qualitätskriterium in sich. Wir verdanken es letztlich dem hochkomplexen System der wissenschaftlichen Selbstverständigung der Fächer in nationalen und internationalen Kontexten einerseits und ihrer regional profilsteuerten Integration in qualitätsbewusste und exzellenzorientierte Universitäten andererseits.

### Dynamischer Aufbruch

Auf die Frage, wo die Universitäten stehen, gibt es eine denkbar einfache Antwort: *Erstens* stehen sie überhaupt nicht, sondern sie bewegen sich mit hoher Energie, und *zweitens*, sie bewegen sich weit aus besser als gelegentlich wahrgenommen und dargestellt, wenngleich die eine oder andere Fußfessel sie hemmt. In einer vorläufigen Bilanz sind fünf Punkte zu nennen:

*Erstens:* Wenn es in Deutschland eine Institution gibt, die in den letzten Jahrzehnten energisch an Reformen gearbeitet hat, dann ist es die Universität. Die Einrichtung leistungsfähiger Universitäten in den neuen Ländern, die Bologna-Reform, die Einführung neuer Besoldungsstrukturen, die Umsetzung wirklich neuer Hochschulgesetze in allen Ländern und vor allem die Entwicklung und Aufrechterhaltung von Mechanismen, selbst gesetzten Qualitätsstandards gerecht zu werden, stellen angesichts der geschilderten Voraussetzungen eine mehr als beachtliche Leistung dar. Die deutschen Univer-

„Die renommierte Universität Harvard im US-Bundesstaat Massachusetts wurde 1636 gegründet.

Auf dem Campus in Boston steht ein Bronzedenkmal des Gründers John Harvard.“

© dpa, Foto: Rolf Haid



sitäten haben allen Grund, selbstbewusst in die Zukunft zu sehen.

*Zweitens:* Die deutschen Universitäten sind nach wie vor strukturell unterfinanziert. Der Wissenschaftsrat berechnet den Mehrbedarf an Lehrpersonal auf circa fünfzehn Prozent, und ohne eine Verbesserung der Betreuungsrelationen hätten wir uns die ganze Bologna-Übung sparen können. Die Relation des Drittmittelauflommens zur Grundausrüstung hat eine Grenze erreicht, die deshalb kritisch ist, weil sie offenbart, dass gerade Leistungsträger permanent am Limit arbeiten. Obgleich Finanzforderungen nicht gerade populär sind: Aber international wettbewerbsfähig ist die deutsche Universitätsfinanzierung nicht. Ziel sollte die Drei-Prozent-Marke der EU sein, aber dazu gehört, dass wir auch über neue Finanzie-

rungsquellen nachdenken, was Studienbeiträge einschließt. Wir haben im Umweltbereich einen langen Prozess hinter uns, an dessen Ende ein doch hohes Maß an Einsicht darin herrscht, dass der Strom nicht einfach aus der Steckdose kommt. Ähnliches ist für den Bildungsbereich und damit das Zukunftskapital unserer Gesellschaft überfällig.

*Drittens:* Die oben genannten Herausforderungen setzen in hohem Maße eine gesteigerte strategische Handlungsfähigkeit der Universitäten voraus. Die neuen Hochschulgesetze in Deutschland und gerade auch in Thüringen tragen dem Rechnung, indem die Autonomie der Universitäten und ihrer Leitungen gestärkt werden. Auch hier, im Verhältnis der Universitäten zum Staat, ist ein Systemwechsel von der Subordination zur verantworteten Kooperation zu bewerkstelligen, der beiden Seiten, der staatlichen wie der universitären, erhebliche Umstellungen abverlangt. Der Weg zur Bewerkstelligung dieses Wandels ist noch weit und sicher von mancher Frustration gepflastert. Er fordert von den Universitäten aber eines unerbittlich: Sie müssen politischer werden, will sagen: Sie müssen artikulieren, wohin Reformwege führen sollen. Bologna war in diesem Lichte ein Übergangsphänomen und hat in vielem gezeigt, wie man es nicht machen soll, aber spätestens mit der Exzellenzinitiative haben die Universitäten auch politisch Tritt gefasst.

*Viertens:* Bestimmend für den weiteren Erfolg der Universitäten in Deutschland wird einerseits die Kooperationsfähigkeit der Forscher auf allen Ebenen und andererseits die Fähigkeit der Leitungen zum Synergiemanagement sein. Dabei müssen jeweils der rapide Wandel der Berufswirklichkeiten, die steigenden Anforderungen der Wissensgesellschaft und die teilweise rapide sich ändernden Wissensbestände auf einen Nenner gebracht werden. In der Lehre ist dabei das Aufklä-

rungsideal der Autonomie der selbstständigen Wissensaneignung, der Weltgewandtheit und des eigenständigen Urteils auf der Basis gediegener Sachkenntnis so aktuell wie je. Und je mehr dieses Ideal in der Praxis Fuß fasst, desto mehr sind die Universitäten vital bei sich selbst.

*Fünftens:* Es als eine ganz besondere Herausforderung namentlich an die Geisteswissenschaften anzusehen, die Wandlungen und Verschiebungen wissenschaftlicher Leitbilder in den geschilderten Prozessen zu reflektieren. Was bedeutet die starke Innovationsorientierung der Forschung für die Einheit der Wissenschaft? Können wir nach wie vor mit der Unterscheidung von Grundlagen- und angewandter Wissenschaft operieren? Welche Folgen hat der ja doch deutliche Zuwachs der Lebenswissenschaften und Naturwissenschaften im Stellenwert des geistigen Haushalts der Universität? Welche Konsequenzen hat die Autonomie der Universität für den einzelnen Wissenschaftler? Was muss der Absolvent oder die Absolventin einer Universität gelernt haben? Wie ist die Balance zwischen Spartenwissen und Bildung zu halten?

Das sind Fragen, die denjenigen zumindest ähneln, mit denen Humboldt, Fichte und Schleiermacher angefangen haben. Es sind zugleich Fragen, die sich heute neu, anders akzentuiert und unter völlig veränderten Bedingungen stellen. Und in ihrer Beantwortung kann die Idee der Universität neu aufleben, die Idee einer Institution, in der Menschen sich so organisieren, dass sie Wissen schaffen, auf dem Welt und Zukunft gebaut werden können, und dies in dem selbstkritischen Bewusstsein, dass ihnen die Fragen niemals ausgehen werden. Wo also bewegen sich die deutschen Universitäten? Sie sind im Aufbruch, und angesichts ihrer Energie und Leistungsfähigkeit darf man Novalis abwandelnd zitieren: Es können wieder „schöne und glänzende Zeiten“ werden ...!